

Gefunden:-)
Das Strahlen der Ewigkeit

Von Hermine P. May

Impressum

© Verfasst, gestaltet und herausgegeben von

Hermine P. May

Kontakt Daten unter: www.zuversicht-in-poesie.de

Sämtliche Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der Verfasserin reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

ISBN 978-3-948536-00-8



Vergangenheit

In urteilsfreier Betrachtung einzelner Erinnerungen ist Erkennen möglich. Hinter der Gesamtheit dieser Erkenntnisse verbirgt sich die Wahrheit.

Ankunft und Abschied

Ich schaue aus dem Fenster und meine Augen heften sich an ein imposantes Gebäude. Es ist nicht typisch für diese Stadt mit ihren engen Gassen, begrenzt von alten Häusern, mit meist hohen Fenstern, den Balkonen und farbigen Holzläden davor. Dieses Gebäude jedoch schimmert golden in der Sonne, verläuft geschwungen, in Rundungen, als wäre es aus einer anderen Welt und gleichzeitig für diese bestimmt. Das Guggenheim-Museum entführt meinen Blick.

Für einen kurzen Moment will ich aussteigen, die Straßenbahn verlassen, den Fluss überqueren, der mich vom Gebäude trennt und mich den Werken in seinen Innenräumen zuwenden. Diese Reise jedoch verfolgt andere Ziele. Zwei, die mir bewusst sind – Ankommen in Santiago de Compostela sowie am Kap Finisterre – und ein weiteres, das noch im Verborgenen liegt, welches sich erst mit jedem einzelnen Schritt, mit jedem Kilometer, den ich gehe, offenbaren wird.

Da ich die mir bewussten Ziele erreichen will, wende ich Blick und Aufmerksamkeit wieder in Richtung

meiner Begleiterin, die ich während des gemeinsamen Frühstücks im Hostel kennengelernt hatte.

„Woher kommen sie?“ frage ich.

„Ich stamme aus Slowenien, lebe aber in Leipzig. Fast ein Jahr lang plante ich diese Reise.“, berichtet sie mit leichtem Akzent, und ein Strahlen in ihren Augen scheint jede einzelne Erinnerung an ihre Reisevorbereitungen zu unterstreichen.

„Bei mir war das anders. Etwa um den zehnten März herum entschied ich mich für das Pilgern. Fünf Wochen später durchquere ich, mit acht Kilogramm Gepäck auf dem Rücken, bereits Spanien.“ Nach diesem kurzen Gespräch erreichen wir unsere Busse. Unsere weltlichen Ziele sind identisch, unsere Wege dorthin unterscheiden sich jedoch. Daher nehme ich mit einem kurzen „Buen Camino“ zum ersten Mal Abschied.

In Pamplona am 20. April weckt mich der Hospitalero in der Casa Paderborn mit Gesang. Das Lied handelt vom anbrechenden Morgen, vom Weg, den wir gehen und vom Schweiß, den wir uns nach der Anstrengung vom Leib waschen. Er singt dieses Lied im Treppenaufgang, und sein warmer Bariton ertönt im gesamten Haus. Als das Lied endet, stellt sich eine Stille

ein, die aus meinem Herzen zu kommen scheint. Es ist eine innere und äußere Stille zugleich. Eine gefühlte Unendlichkeit später regen wir Pilger uns in den Betten.

„Auf Wiedersehen und vielen Dank für alles“, rufe ich nach einem kleinen Frühstück dem Hospitalero zu. Er kommt auf mich zu, nimmt meine zierliche Hand in seine große und sagt:

„Hast Du alles? Hast Du Dein Regencapac griffbereit?“

Ich nicke.

„Brauchst Du noch irgendetwas?“

„Nein, vielen Dank!“

Und mit einem „Buen Camino“ nimmt er mich zum Abschied in seine Arme.

Am Tag zuvor sah ich mir die Stierkampfarena, einige Denkmale und Kirchen an und kenne daher die Richtung, in die ich mich in der Dunkelheit wenden muss. Das Licht der Straßenlampen dringt spärlich durch den Regen, der stärker und stärker wird. Ganz Pamplona befindet sich scheinbar noch im Schlaf.

Die Namen von Gassen und Straßen erkenne ich nur, wenn ich mich direkt unter den Schildern befinde. Es gibt keine Wegweiser zum Jacobsweg. Einer Intuition folgend, wähle ich den Weg quer durch die Stadt, anstatt mich einfach beim Verlassen der Herberge nach rechts zu wenden. Nach fünfzehn oder zwanzig Minuten entdecke ich die ersten Muscheln und Pfeile. Teilweise sind diese auf dem Fußweg eingelassen oder auf Emaille verewigt. Endlich! Meine Schritte werden fester, und etwas in mir richtet meinen gesamten Körper auf.

Als Häuser und gepflasterte Straßen den Bäumen, Sträuchern und sandigen Wegen weichen, Regen weiterhin auf mein Cape fällt, spüre ich meine kalten Hände, und dass ein Frösteln von ihnen ausgehend entlang meiner Arme bis zu den Schultern hinaufkriecht. Allein beschreite ich den muschelbesäumten Weg. Meine Augen suchen jede einzelne Markierung, jeden gelben Pfeil, jedes blaue Symbol. Sobald ich ein Kennzeichen hinter mir lasse, schaue ich nach dem nächsten. Zeigt sich Minuten später kein weiterer Wegweiser, greife ich nach dem Pilgerführer in meiner Hosentasche, um mich des Weges zu vergewissern. Zum ersten Mal in meinem „erwachsenen“ Dasein fühle ich mich allein und zudem

verantwortlich für niemanden außer mir selbst. Mir nahestehende Menschen, mit denen ich dreißig Jahre gemeinsam verbrachte, ließ ich in der Heimat zurück.

Regentropfen nehmen meine Tränen fort, und mit ihnen schwinden liebevolle Gedanken an Zurückgebliebene. Inzwischen weicht langsam die Nacht. Mein rotes Cape hält mich und meinen Rucksack, in dem sich nur notwendigste Utensilien befinden, von oben trocken. Unter dem Cape läuft mir bald der Schweiß, obwohl es empfindlich kühl ist.

Während des Aufstiegs auf die Passhöhe des Puerto del Perdón klebt nasse, helle Erde erst dick an meinen Schuhen, um später an Hose und Regencape aufwärts zu kriechen. Die vom Schmelzwasser und tausenden Pilgerfüßen abgewetzten Steine versinken im Morast. Dort, wo ich meine Füße hinsetze, bleiben sie nicht. Meine Schuhe rutschen an den Fleck, den ihnen der Schlick zuweist. So platziere ich meine Füße, nach Halt fühlend, sachte auf dem Boden. Die Spitzen meiner Wanderstöcke bohre ich zwischen die Steine.

Auf dem Berg angekommen, lege ich vollends erleichtert meine linke Hand waagrecht an die Augenbrauen

und sage mit einem Lächeln: „Ist Santiago schon zu sehen?“

Ein Pilger, der erste, dem ich an diesem Morgen begegne, schaut mich bei dieser Äußerung todernt und vollkommen ungläubig an. Verständlich, wenn ich bedenke, dass noch siebenhundertsechzehn Kilometer bis zu diesem ersten Ziel zu beschreiten sind.

Erst nach einer kleinen Atempause und dem Genuss der in Dunst gehüllten grünen Wiesen und folienbedeckten Spargelfelder entdecke ich die Skulpturen auf dem Berggipfel. Sie scheinen mit der Umgebung verschmolzen zu sein, heben sich nicht ab, nehmen sich nicht wichtiger als die Natur, die sie umgibt. Die Figuren sind aus Metall gefertigt, welches über die Jahre eine rostige, bräunliche Patina ansetzte, und verkörpern unterschiedliche Pilger mit und ohne Begleitung auf ihrem Weg. In der Betrachtung spüre ich, was uns verbindet. Es sind Kraft und Mut in uns, der enorme Wille, der uns antreibt, eine Energie, deren Ursprung ich nur erahnen kann. Sie verbindet uns alle, Pilger, die vor tausend Jahren den Weg beschritten haben und auch Menschen, die ihn in Zukunft gehen werden.

Der Abstieg gestaltet sich ähnlich abenteuerlich und anstrengend wie der Aufstieg. Während der nächsten Rast versorge ich meinen linken Fuß mit einem Blasenpflaster und beende meine erste Etappe vier Kilometer eher als geplant.

Zum Abendessen finden eine Australierin, eine Engländerin, ein Deutscher sowie südkoreanische Pilger gemeinsam mit mir Platz am tafelähnlichen Tisch. Während des Pilgermenüs, das aus Vorspeise, Hauptgericht sowie Dessert besteht und als geschmackliche Abrundung Wein bereithält, flammen sofort Gespräche auf. Sie drehen sich um die Erlebnisse des Tages und wandeln sich in dem Maße, wie unser körperliches Wohlbefinden wächst, uns die Speisen angenehme Fülle bescheren und die Kraft in uns zurückkehren lassen. Nach einem kargen Tagesmarsch lässt uns diese Reichhaltigkeit auf die Fülle in unseren Seelen schauen und erweckt nicht nur das Empfinden der Sättigung in uns. Es vollzieht sich ein Wandel in Wort und Tenor unserer Unterhaltung. Eine Stunde zuvor beschäftigte uns noch die Reiseroute des Tages, nun sprechen wir über unser Leben, über Geschehnisse, die uns bedrücken

und über persönliche Gründe, die uns aufbrechen ließen
zu diesem Abenteuer.



Rituale

Morgens erwache ich meist zwischen sechs oder sechs Uhr dreißig und benötige genau fünfundzwanzig Minuten, um die Herberge zu verlassen. Mein Aufbruch in den Tag läuft stets gleich ab. Ich steige aus dem Bett, meine Trekking-Kleidung liegt griffbereit zum Reinschlüpfen. Dann greife ich nach meinem Schlafsack und dem Rucksack, in den ich am Vorabend alles andere verstaut hatte. Begebe mich in den Waschraum. Körperpflege besteht am Morgen aus Zähneputzen und etwas Wasser ins Gesicht spritzen. Hautpflege erfolgt auch bei Regenwetter mit Sonnencreme, denn jedes weitere Gramm spüre ich in meinen Füßen. In einem der Gemeinschaftsräume packe ich mein wenigens, existenziell wichtiges Hab und Gut zusammen. Und auch das ein Ritual; erst den Rucksack leeren, Schlafsack in das dazugehörige Säckchen stopfen und zuunterst hinein legen. Dann folgen Waschtasche, Sandalen, die Tüte mit der wenigen Bekleidung, die ich nicht am Leib trage, und mein Handtuch aus Mikrofaser. Fertig. Zum Frühstück genieße ich einen Müsliriegel, eine Banane und Wasser. Wanderschuhe schnüren, Rucksack

aufschnallen, Stöcker greifen. Zum Abschied richte ich eventuell ein „Buen Camino“ an sich ebenfalls rüstende Pilger. Dann bin ich auf dem Weg, sauge die feuchte, kühle Luft in meine Lungenflügel und grüße den erwachenden Morgen mit einem Lied.

Am zweiten Tag meiner Pilgerreise entscheide ich mich für einen Umweg. Ich möchte die kleine Kirche von Eunata besichtigen, ein achteckiger Bau, umgeben von einer Mauer mit zwei Eingangsbögen. In diese sind schmiedeeiserne Tore eingearbeitet. Zwischen der äußeren Mauer und dem Kirchlein sind Rundbögen auf Säulen angelegt, die zu durchschreiten sind, um in die Kirche zu gelangen. Als ich den idyllischen Ort erreiche, ist noch alles verschlossen. Aus dem Gefühl heraus, dass es schwerer ist, den Rucksack ab und auf zu schnallen als ihn auf dem Rücken zu behalten, setze ich ihn nur ungern ab, doch hier muss es einfach sein. Ich möchte diesen Ort in mich eindringen lassen, und so schieße ich einige Fotos und stille meinen Durst. Noch immer ist es fast eine Stunde hin bis zur geplanten Öffnung des

Gotteshauses. Im Pilgerführer steht jedoch, dass sich dessen Türen auch mit einer Bitte aufschließen lassen. Geräusche aus dem Dienstgebäude ermutigen mich, und so bitte ich um Einlass in die Kirche. Nachdem mir der Hospitalero einen Stempel in meinen Pilgerausweis gedrückt hat, setze ich mich in eine der Bänke und komme sofort zu einer ungewöhnlich tiefen, inneren Ruhe. Kurze Zeit später erfüllt mich große Dankbarkeit.

Ich darf dieses Abenteuer erleben, darf diesen Weg beschreiten, erhalte die Möglichkeit, unzählige Menschen aus den verschiedensten Ländern und von sämtlichen Kontinenten kennenzulernen.

Ich suche meine Taschentücher.

Sie befinden sich im Rucksack vor dem Diensthaus. Mein gesamtes Gesicht ist bereits mit Tränen überströmt. Ich verlasse das spirituelle Gebäude mit hängendem Kopf und setze mich an dessen Rückseite auf einen Stein. Dort weine ich still in mich hinein, bis ich mich in der Lage fühle, nach vorn zu gehen. Schäme ich mich etwa meiner Gefühle?

Wieder auf dem Weg, führt er mich durch das Navarra mit der typisch spanischen Architektur, die Brücken, Häuser und Kirchen aus großen, behauenen

Steinen entstehen ließ, die verträumte Gassen und Orte bilden. Manches Dorf sitzt im Sonnenlicht glänzend hoch oben auf einem Berg und lässt das Herz eines Pilgers bei dessen bloßem Anblick höherschlagen.

Vertieft in das Gespräch mit einem Brasilianer überquere ich mit ihm eine Kreuzung. Von der rechten Seite vernehmen wir Rufe und wenden unseren Blick in diese Richtung. Ein Spanier bemüht sich aktiv um unsere Aufmerksamkeit, indem er mit Mund und Händen zu uns spricht.

„Was will er?“ fragt mich mein Begleiter, der die spanische Sprache ebenso wenig beherrscht wie ich.

„Ich glaube der Jakobsweg geht dort lang.“

Es sind noch zwei oder drei Kilometer bis Lorca, meine Endstation für heute. Im Schlepptau folgen mir bedrohlich tiefschwarze Wolken. Sie hängen mit ihrer schweren Last auf den Berggipfeln über dem kleinen Ort.

„Bitte lass es erst regnen, wenn ich in Lorca angekommen bin!“ Beständig sende ich solche und ähnliche

Stoßgebete in den Himmel und hoffe, das Unwetter möge sich gedulden, bis ich die kleine, private Herberge erreiche. Als ich sie betrete, prasselt scheinbar im selben Augenblick ein kräftiger Gewitterregen unter Leuchten und Donnern auf das kleine Dorf hinab, lässt Bäche und Hagelkörner hinabstürzen ins angrenzende Tal.

An diesem Tag dehnte sich meine Blase weiter aus und lugt jetzt dreist unter dem ersten Pflaster hervor. Siegesicher platziere ich nach dem Duschen ein weiteres.

Während des Pilgermenüs berichtet eine Amerikanerin von ihrer Überquerung der Pyrenäen vor sechs Tagen. Ihre Worte sprudeln eilig heraus. Sie unterstreicht ihr Erlebnis mit unzähligen Gesten ihrer Hände. „Dichter Nebel und Schnee verdeckten den Weg und die Markierungen. Ich sah nur wenige Meter voraus. Nur die Fußspuren anderer Pilger zeigten mir den Pfad über den Pass. Die Steine unter der Schneedecke entdeckte ich erst in dem Moment, als meine Füße auf ihnen ausrutschten. Ich stürzte. In diesem Moment glaubte ich, dass der Camino für mich beendet ist, bevor er richtig begann. Dort oben fühlte ich mich allein, hilflos und verlassen.“

„Sind Deine Wangen noch immer von der Kälte dort oben gerötet?“ Mit dem Kopf nickend senkt sie ihre Lider.

